

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 81 (2001)
Heft: 3

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michael Wirth

WO DIE SPRACHE BLENDET, STATT ZU ZEIGEN

Adolf Muschgs Roman «Sutters Glück»

Schüsse auf die Protagonisten – hinterrücks oder von vorn sind in Adolf Muschgs Prosa keine Seltenheit. Sie stehen für die in Muschgs Romanwerk unverzichtbare kriminalistische Ebene, für das Niedrige und Menschliche gleichermassen, an das der Autor die immer wiederkehrende Frage nach Schuld und Sühne bindet. In der Erzählung «Der 13. Mai» erschiesst ein Rechtsprofessor, dem man die Ehrendoktorwürde verleiht, seinen Laudator. Der Schuss sollte nicht das Bild des Genies von seiner Kehrseite her bestätigen, sondern den Lebensschwindel beenden, den das Genie durch seine Leistungen betrieb. Im Roman «Albissers Grund» löst Albissers Attentat auf seinen Psychiater die detaillierte Erforschung eines Intellektuellen aus, an dessen Ende die Fähigkeit steht, dass er mit seinen Schwächen leben kann. Muschgs neuer Roman «Sutters Glück» nun ist eine weitere grosse Geste der Selbstbefragung. Ihr unterzieht sich der bei einem Spaziergang angeschossene Gerichtsreporter Emil Gygax, als er sich nach langem Spitalaufenthalt endlich auf die Suche nach dem Täter begibt. Allerdings gleicht dieser Prozess einer Leimrute, die, zu lange an der Luft gelegen und trocken geworden, den Leser nicht mehr, zumindest aber nicht immer festhalten kann. Am Ende geht der 66-jährige Gygax ins Wasser, seiner Frau Ruth in den Tod folgend, die sich auf den Tag genau ein Jahr zuvor das Leben genommen hat, um einem qualvollen Krebstod zuvorzukommen.

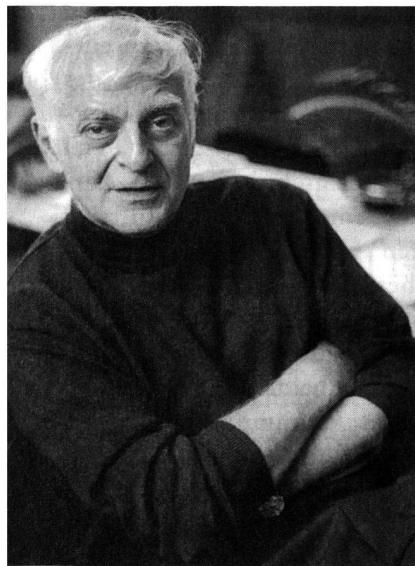
Von ebenso irritierender wie verführerischer Rissigkeit sind denn auch in «Sutters Glück» die erzählerischen Leitfäden, die man immer wieder aufs Neue gierig aufgreift, in der Hoffnung, das Rätsel dieses Romans lösen zu

können. Denn die vielen kleinen Beziehungsgeflechte, die Muschg in sein Buch packt und miteinander verknotet, gebären in der Tat ein komplexes Geschehen, das dem Text seine ganz eigene Dynamik verleiht – die Atemlosigkeit eines bis zur totalen mentalen Erschöpfung, bis zum Tod, auf der Suche nach dem Täter hinter sich selbst herlaufenden, sich aber nie erreichenden Mannes. Wurde Gygax Opfer des Attentats aufgrund seiner Darstellung eines Gattenmords, für die er als Gerichtsreporter verantwortlich zeichnete? Die Antwort bleibt Muschg schuldig, ebenso sucht man vergeblich nach den Gründen für die zunehmende Entfremdung, die das Eheleben von Gygax und seine Frau Ruth prägt. Was hat Gygax versäumt, in seiner Ehe, in seinem Beruf, bei den Freunden, das nun auf ihn zurückfallen könnte?

Gehetzte Seele

Adolf Muschg hat seinem Roman einen Satz von Hugo von Hofmannsthal vorangestellt. «Erschrick nicht. Das, was du nicht sagen kannst, das allein frage ich dich.» Ruth gab mit einem ganz einfachen Mittel zu Lebzeiten ihrem Mann zu verstehen, wie sie ihn sieht und was er mithin nicht von sich sagt: Sie nennt Gygax Sutter, seit sie mit ihm vor einem Bild des Westschweizer Künstlers Louis Soutter stand, ganz so, als habe er nie einen anderen Namen besessen. Louis Soutters Figuren sind vom Leben geschlagene, sind Opfer der Umstände. In ihrer Gehetztheit erkennen sie die Gründe für ihren Zustand nicht mehr. Kein Zweifel, Gygax begeht Fehler, deren Ursprünge er nicht mehr zu rekonstruieren weiß, Unterlassungen, die an diejenigen früherer Personen Muschgs erinnern, an Parzival etwa im «Roten Ritter». So wie dieser es versäumt, Anfortas nach seiner Wunde zu befragen, fragt Sutter Ruth nie nach ihrer und sich selbst

Adolf Muschg
Photo: Felix von Muralt,
Lookat



auch nie nach seiner Befindlichkeit. Statt dessen wiegt er sie mit einer Lektüre von Grimms Märchen in den Schlaf, oder er übt sie in abstrakte sprachliche Rollenspiele ein, in denen die Angst vor Nähe sublimiert wird. So tat es einst Heinrich von Kleist mit seiner Verlobten Wilhelmine von Zenge. «*Die Märchen verdrängten nichts und sie öffneten keine Tür*», heisst es einmal, und ein anderes Mal ist die Rede davon, dass Märchen auch immer von etwas anderem handeln, von dem nicht zu sprechen war.

Ruth ist ein subtil gestalteter Gegenentwurf zu Sutter: hier der Märchenerzähler, der Briefeschreiber und Journalist, der erst spät begreift, dass er nur schrieb, um die Dinge im Nachhinein richtig zu stellen, statt sie zu befragen, was sich hinter ihnen verbirgt; dort die Medizinerin, die – durch eine Erbschaft unabhängig – das scheinbar Nutzlose tut, die Sprache der Navajo-Indianer entziffert und sich bei ihren Naturforschungen über das freut, was sie gerade nicht gesucht hat. In der vielleicht eindrücklichsten Passage dieses Romans zeigt sich, dass Ruth selbst ihre Krebserkrankung als einen Mehrwert dechiffriert, mit dem sie Grenzen in Sutters Welterfahrung offen legt: «*Weisst Du, was Krankheit ist?*» fragt sie Sutter, um an seiner Stelle umgehend selbst die Antwort zu geben: «*Die Dämmerung bricht über dich hinein. Du weisst nur noch nicht, ob der Abend dämmt oder der Morgen.*»

Verzicht auf Entblössung

Von den Schweizer Autoren hat nur Dürrenmatt einige seiner männlichen Protagonisten derart blass aussehen lassen und zugleich die Frau mit so viel Weisheit ausgestattet. In dem Masse jedoch, wie Ruths Porträt lediglich als ein durch Sutters Rückblick auf ihr Leben entstandenes existiert, erhält es einen fiktiven, unwirklichen Charakter. Es ist, als ob Muschg Sutter vor einer unmittelbaren Gegenüberstellung Ruths bewahren wollte. Muschg wagt nicht zu tun, was sich aufdrängt, was man geradezu erwartet: seinen Helden vollkommen zu entblössen. So schafft er die Voraussetzung, um Ruth zum Teil einer narrativen Ordnung zu degradieren, die letztlich dazu dient, Sutter wenigstens als Intellektuellen zu retten.

Von den
Schweizer
Autoren hat
nur Dürrenmatt
einige seiner
männlichen
Protagonisten
derart blass
aussehen lassen
und zugleich
die Frau mit
so viel Weisheit
ausgestattet.

Adolf Muschg, Sutters Glück. Roman, Suhrkamp, Frankfurt/Main 2001.

Das Netz, das Muschg aufspannt, um seinen Helden aufzufangen, besteht aus all jenen Verflechtungen von Personen und Ideen, die es dem Autor erlauben, Phänomene des Zeitgeistigen gleichsam aus Sutters Perspektive einer Kritik zu unterziehen, ganz so, als ob es gelte, das Sprachliche zu rehabilitieren und vom Verdacht zu befreien, nur das Ungesagte zu verbergen: Da sind die Esoteriktrips von Fritz und Monika etwa, den Freunden, von denen sich Sutter zunehmend distanziert. Das Modische ist Sutters Sache ebenso wenig wie Abstruses: die These etwa, Ruth sei an ihrem Krebs «*selbst schuld*» oder die Therapie-Welle als Sinnbild für die mediengestützte Allmacht der Heiler. Man folgt Sutters berechtigter Kritik gerne, wünscht ihm sogar, dass es ihm gelingen möge, sich mit ihr selbst wieder aufzubauen. Doch dann die Desillusionierung: Wie nahe fühlt sich Sutter doch Untersuchungsrichter Zollikofer und Pfarrer Zimmermann, die den noch im Spital liegenden Gerichtsreporter mit ihrer allzu glatten Sprache und einer sterilen Gelehrsamkeit, welche «*die Sache blendet, statt sie zu zeigen*», wie Muschg vor Jahren einmal formulierte, in jene sprachliche Abgedichtetheit zurückstossen, in der sich bereits seine Ehe befand und die es ihm letztlich auch verunmöglichen wird, herauszufinden, wer ihn umbringen wollte.

Adolf Muschg lässt schillernde Figuren auftreten, die alle als Entwürfe des Möglichen erscheinen: die Kalmückin Yalukha etwa oder Leo, die alle Männer des Romans einmal geliebt hat. In den beiden Frauen scheint sich eine Ordnung andeuten zu wollen, die von den Prinzipien des Weiblichen regiert wird. Doch erweisen sich diese Entwürfe als zu schrill; sie geraten zu einem faden Ersatz für das, was Sutter mit Ruth verlor. Leo und Yalukha sind Platzhalterinnen eines vermeintlichen Glücks, in deren Konstruiertheit sich Sutters Einsamkeit verdichtet, der allein der Freitod ein Ende setzen kann. Das Glück, das Sutter nicht auf seine Seite zwingen kann, hat Adolf Muschg nie benannt. Vielmehr zeigt er konsequenter als je zuvor und zum ersten Mal mit dem Gestus des Tragischen, was Glück verhindert: die Annahme, dass Sprachgewalt Nähe erzeugen könnte. ♦

Pia Reinacher,
Studium der Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte an der Universität Zürich. 1987 Dissertation bei Prof. Peter von Matt: «Die Sprache der Kleider im literarischen Text. Untersuchungen zu Gottfried Keller und Robert Walser». Von 1992–2000 Literaturchefin beim *Tages-Anzeiger*. Zahlreiche Publikationen zur deutschsprachigen Literatur, u.a. Schwerpunkt Schweizer Literatur. Ab 2000 Studienleiterin für den Lehrgang Kommunikation an der Hochschule für Wirtschaft, Luzern. Daneben freie Kritikerin für die Frankfurter Allgemeine Zeitung und DeutschlandRadio. Mitglied zahlreicher Kulturkommissionen und Literaturjurys.

DENKRÄUME FÜR DEN LESER

Am 6. Dezember 2000 erhielt Peter Bichsel in Solothurn den Europäischen Essaypreis Charles Veillon für die Kolumnensammlung «Alles von mir gelernt». Ausgezeichnet wurde einer der Grossen der kleinen Form, der das ganz Eigene der Miniatur auf seine Notizen und Beobachtungen übertrug und etwas Neues schuf: den Essay als hintergründiges Aperçu. Die Laudatio hielt die Zürcher Literaturkritikerin Pia Reinacher.

Wer ist Peter Bichsel? Merkwürdige Frage, werden Sie jetzt sagen, den kennen wir doch. Das ist der Schriftsteller, der stundenlang mucks-mäuschenstill in den Solothurner Wirtschaften vor einem Glas Rotwein sitzen kann, reglos und bedächtig die Menschen beobachtend, um dann blitzschnell, mit einer eleganten Bewegung aus dem Handgelenk, das Lasso auszuwerfen und eine, vielleicht zwei Geschichten an Land zu ziehen. Peter Bichsel, das ist doch der Kosmopolit, der sich in den Bars von New York genauso auskennt wie auf dem Berliner Kurfürstendamm. Bichsel – das ist dieser Autor, werden einige sich erinnern, der über Nacht die Seite gewechselt und sich vom Lehrer zum Schulbuchautor gewandelt hat. Und ist Bichsel nicht, werden viele anerkennend, andere eher trotzig murrend sagen, – je nach politischer Couleur eben – dieser Intellektuelle, der jahrelang zwischen dem Berner Café Fédéral und dem Bundeshaus hin- und hertigerte, um dann vom Regierungshochsitz aus die helvetischen Verhältnisse mit geistreicher Feder zu steuern, im Dienste seines Freunden, Bundesrat Willy Ritschard?

Das alles ist Peter Bichsel, auf Anhieb. Aber dieser Schriftsteller ist noch anderes und viel mehr, und abwegig wäre es, ihn auf die eine Identität festzulegen. Er ist einer der subtilsten Wortkünstler unserer Zeit. Er ist zugleich Diagnostiker und Therapeut der helvetischen Befindlichkeit, ein Literat, der in seinen unzähligen Kolumnen Bedenkliches und Bedenkenswertes irritierend scharf formulierte. Er ist gleichzeitig Analytiker und Träumer, Selbstdenker und Schwadroneur, der seine Leser seit Jahren als Geschichtenerzähler zum Mitspielen verführt.

Peter Bichsel wird heute, so scheint mir, nicht allein für seinen Kolumnenband «Alles von mir gelernt», sondern auch für sein Gesamtwerk mit dem Europäischen Essaypreis Charles Veillon ausgezeichnet. Es lohnt sich, bei dieser Gelegenheit herauszufinden, wie er zu dem geworden ist, was er heute ist: einer der bedeutendsten Schweizer Gegenwartsautoren, der mit Dürrenmatt und Frisch, den beiden Elefanten der Schweizer Literaturgeschichte, in einem Zug genannt wird. Ein so genannter «Wenigschreiber», wie er sich selbst einmal bezeichnet hat. Einer, der mit seiner scheinbar harmlosen, erstaunlich wortkargen Art auf das politische und gesellschaftliche Bewusstsein des Schweizers in den letzten Jahren mehr Einfluss genommen hat als mancher Politiker.

Peter Bichsels Karriere hat dort ihren Anfang genommen, wo alle wichtigen Schweizer Literaturkarrieren starten: im Ausland. Der Umweg über die erste Anerkennung nicht im eigenen Land, sondern durch unsere Nachbarn verbindet ihn ja mit vielen bedeutenden Schweizer Autoren: mit Gottfried Keller und Robert Walser, mit Max Frisch, Paul Nizon und Otto F. Walter – um nur ein paar wenige Namen zu nennen. Einige unter ihnen nahm man erst ernst, nachdem sie im Ausland bejubelt wurden, andere brauchten peinvolle, versagungsreiche Lehr- und Wanderjahre in Paris oder Berlin, bis sie ihre grossen Werke hinausschleudern konnten.

Hymnisches von Reich-Ranicki

1964 erschienen Peter Bichsels Prosatexte «Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen» in einer bescheidenen Auflage von 1220 Exemplaren in der

von Otto F. Walter und *Helmut Heissenbüttel* herausgegebenen elitären Reihe «Walter Drucke», einer Reihe für sprachkritische Texte. Die Auflage war sofort vergriffen. Bichsels Name aber brannte sich fest im Bewusstsein all jener ein, die mit Literatur zu tun hatten. Eine Blitzkarriere hatte über Nacht ihren rätselhaften Anfang genommen. Was war geschehen? Drei Faktoren waren entscheidend für die eindrucksvolle Rezeption, drei Namen bestimmten ihren Verlauf: *Marcel Reich-Ranicki*, *Walter Höllerer* und *Hans Werner Richter*. Ein erster Paukenschlag bedeutete die Rezension von Marcel Reich-Ranicki, die er in der deutschen Wochenzeitschrift «Die Zeit» publiziert hatte. Eine hymnische Besprechung. Dem Walter-Verlag sei gelungen, wovon jeder Verleger träume: die Entdeckung eines jungen, gänzlich unbekannten und zugleich hochbegabten Schriftstellers. Reich-Ranicki lobte die Miniaturen, die ein eigenartiges Mass in sich hätten. Um Geschichten handle es sich. Doch geschähe in ihnen fast nichts. Idyllen schienen es zu sein. Doch würden sie keine Idyllik kennen. Anekdoten läse man. Doch fänden sich keine Pointen.

Der Kritiker stellte dem literarischen Zögling mit seiner leise verschrobenen Art eine grosse Zukunft in Aussicht.

Zweiter Erfolgsfaktor, der die Rezeption beschleunigte: Walter Höllerers Einladung ans Prosaseminar des Literarischen Colloquiums in Berlin im gleichen Jahr. Dritter Faktor: die Förderung durch Hans Werner Richter, der dafür sorgte, dass Bichsel den Preis der Gruppe 47 erhielt, eine renommierte Auszeichnung einer Gruppierung, die sich mit der Integration von Schweizer Autoren sonst eher schwer tat.

Wenn Peter Bichsel jetzt den Essaypreis der Veillon-Stiftung erhält, dann liefert diese Auszeichnung gleichzeitig eine stumme Botschaft zum Schreibverfahren dieses Autors. Seit *Montaigne* konstituiert sich der Essayist als ein Fragender, der nicht weiß; als ein Unwissender, der sein Unwissen zum Gegenstand macht; als ein Umherirrender, der sein ganzes Sein zum Medium der Kommunikation mit der Welt macht. Der Essayist ist in ständiger Ungewissheit über seinen eigentlichen Gegenstand. Aber er umkreist sein Thema, er nähert sich ihm spielerisch an, in lockeren Gedankenbewegungen, stösst sich wieder

Zwei Figuren
kommen nie
beieinander an.
Eine grandiose
Geschichte
verpasster
Möglichkeiten.

ab. Nun sind die Strategien Peter Bichsels in ihren Grundstrukturen jenen des grossen französischen Philosophen gar nicht so fremd. Montaigne spielt in seinen «Versuchen» in immer neuen Reflexionspirouetten immer andere, unerwartete Facetten eines Problems durch und verschiebt dabei fortwährend den Blickwinkel der Annäherung. Und was tut Bichsel?

Dieser Autor schreibt nicht über die Wirklichkeit, er umkreist sie. Er testet die Möglichkeiten, die in ihr versteckt sind. Er fahndet als ein Neugieriger, von seiner Neugierde Getriebener nach dem träge im Schatten liegenden, nach dem im Halbdunkeln müde sich wälzenden fremden Wesen, das aber jederzeit aufwachen und sich machtvoll seinen Weg ins helle Licht der Wirklichkeit bahnen könnte. Dieses Muster lässt sich nachweisen gleichermaßen in den Kolumnen, in den Prosastückchen, ja selbst in seinem letztes Jahr erschienenen Roman «Cherubin Hammer». Peter Bichsel interessiert sich nicht für das, was ist, sondern dafür, was auch noch hätte sein können, und das versucht er in kühnen gedanklichen Bocksprüngen zu ergründen.

«Was wäre, wenn?»

Was seinen Schreibimpuls auslöst, ist nicht die mögliche Abbildung der Realität, sondern die Unmöglichkeit ihrer Beschreibung. Ihn beschäftigt die Diskrepanz zwischen der Sprache und der Wirklichkeit. Sein geheimer Codesatz heisst dementsprechend «Was wäre, wenn?». Dieser Schlüsselsatz ist die Startrampe seiner dichterischen Imagination. Von da aus katapultiert er sich in seine Geschichten. Nur der Historiker, schreibt Peter Bichsel einmal in den Frankfurter Poetikvorlesungen, glaube daran, dass man «die Geschichte» nicht in den Plural setzen könne. Der Schriftsteller aber habe immer mehrere Realitäten im Auge. Das Ziel der Literatur sei es schon immer gewesen, «eine Geschichte (zu) schreiben über die Unmöglichkeit, eine Geschichte zu schreiben». Ein Autor wolle Realitäten überprüfen und gleichzeitig die Reflexion darstellen.

Schauen wir uns nur einmal Peter Bichsels Prosaminiaturen an. Gerade seine berühmt gewordene Titelgeschichte der Erzählsammlung «Eigentlich möchte Frau

Blum den Milchmann kennenlernen» spielt in einer verzwickten Weise mit einer potentiellen Annäherung, die in die Leere saust. Zwei Figuren fahren im Zeitlupentempo aufeinander zu, stetig, ohne vom Kurs abzuweichen. Aber sie kommen nie beieinander an. Eine grandiose Geschichte verpasster Möglichkeiten. Eine Geschichte virtueller Kommunikation. Ein Mann und eine Frau leben eingesperrt in den Sprechblasen, die sie voreinander aufpumpen; schwerelos hängen sie jetzt in diesen Phantasieballons, aber niemals gelingt es ihnen, die Haut der merkwürdigen Gebilde zu durchstossen. Beide denken übereinander nach, jeder redet über den anderen, beide schreiben sie sich Zettelchen. Aber der Milchmann kommt morgens um vier, und Frau Blum hat ihn noch nie gesehen; sie kennt nur seine Handschrift, sie kennt seine Mitteilungen, seine Abrechnungen. Eigentlich, denkt Frau Blum oft, sollte sie den Milchmann kennenlernen; sie sollte einmal um vier aufstehen, um ihn zu sehen; und sie stellt sich, während sie ihre Flaschenpost an ihn schreibt, seine unappetitlich sauberen Hände vor, rosig, plump und verwaschen. Spiele im Konjunktiv. Verhältnisse, die auch nicht die winzigste Chance haben, in der Sphäre des Indikativs anzukommen. Bichsel führt sie vor, in dem er auf dem Spielbrett ein paar Wörtchen hin und herschiebt, er zeigt, was er will, mit minimalem verbalem Aufwand.

Wenn es dieser Autor aber ganz bunt treibt, mischt er die Vorstellung von der Wirklichkeit und die wirkliche Wirklichkeit untereinander. Im Prosastückchen «Blumen» erweist er sich als kühner Dramaturg, der fortwährend den Vorhang auf- und zuzieht. Der Text beginnt idyllisch: «Dann stellte er sie sich in einem Blumenladen vor, mit grüner Schürze und Nelkenlächeln, er würde eintreten und fragen, ob es hier Blumen zu kaufen gebe und sie würde erschrecken und lächeln und sagen: 'Fast nur Blumen', und er würde auch lächeln». Wer jetzt meint, Bichsel würde eine süsse Fräuleinsgeschichte entwerfen, täuscht sich schon wieder. Kaum haben sich Frau und Mann im Indikativ eingerichtet, fällt blitzschnell der Vorhang – und von jetzt an darf sich die Frau nur noch vorstellen, was der Mann zu ihr sagen würde; sie versucht mit allen Mitteln telepathischer Kunst,

Peter Bichsel.
Photo: Yvonne Böhler,
Zürich



ihm einen situationsgerechten Sprechtext zu suggerieren, allein es nützt nichts. Dieses Spiel vom Verhüllen und Enthüllen der Wirklichkeit, das Peter Bichsel inszeniert, verfehlt seine grossartig irritierende Wirkung auf den Leser nicht; dieser nämlich verliert sich langsam im Spiegelkabinett und sucht dann verzweifelt nach dem Ausgang.

Heimtückische Vereinfachung

Wie steht es mit den politischen Kolumnen und Aufsätzen, dem Medium der politischen Auseinandersetzung des Schriftstellers mit der Schweiz? Peter Bichsels Strategien der Verdichtung und der heimtückischen Vereinfachung entfalten auf diesem Terrain erst recht ihre Wirkung. Schon von Anfang an brachte er mit seinen schlanken Sätzen die Weltsicht des naiven Bürgers ins Wanken. Da zeigt sich eben doch wieder der Schullehrer, der mit simplen Satzkonstruktionen – Subjekt, Prädikat, Objekt – subversiv wirkt. Denken Sie nur an einzelne Sätze aus seinen ersten politischen Aufsätzen Ende der Sechzigerjahre, und wie diese Sätze langsam, verzögert im Kopf des Lesers implodieren und erst nachträglich ihren vollen Sinn entfalten: «Wir sind reaktionär», schreibt er

einmal, denn «unsere geschichtliche Entwicklung ist eine ständige Reaktion auf das Ausland» – oder «Unsere Vorstellung von unserem Land ist ein ausländisches Produkt. Wir leben in einer Legende, die man um uns gemacht hat» – oder «Wir halten uns für nüchtern. Eine nüchterne Schweiz wäre mir lieb. Wenn unsere Armee eine nüchterne Angelegenheit wäre, könnte ich mich eher mit ihr anfreunden».

Peter Bichsel zeigt sich in seinen politischen Essays nicht als pathetischer Moralist, aber als Zertrümmerer verfestigter Bilder. Er ist kein ideologischer Kraftmeier, sondern ein subtiler Mythenzerstörer. Seine literarischen Mittel sind einfach und deshalb wirkungsvoll. Er arbeitet mit Aussparungen, die für den Leser Denkräume schaffen. Er kommentiert nicht, er reduziert.

Er schafft um seine Satzgebilde herum eine Aura der Leere, die im Leser Widerspruch provoziert. Am schönsten lässt sich das in «Die Totaldemokraten» beobachten, einem Buch, das Bichsels politische Aufsätze zur Schweiz aus den letzten zwanzig Jahren vereinigt. Man muss nur einen hübschen Satz aus dem Text «Das war die Schweiz» laut lesen, um zu begreifen, was damit gemeint ist: *«Die Schweizer waren friedliche Schweizer. Die Schweizer waren fleissige Schweizer. Die Schweizer waren sparsame Schweizer. Die Schweizer waren anständige Schweizer. Die Schweizer waren gutmütige Schweizer. Ich war ein Schweizer. Alle Schweizer waren Schweizer. Was waren die Deutschen? Was waren die Österreicher?»*

Damit die Welt zum Stehen kommt

Hat sich damit der Schriftsteller auf fremdes Territorium begeben? Sind Literatur und Politik nicht grundsätzlich verschiedene Gebiete, und wer sich aufs falsche Parkett wagt, gleitet aus? Für Peter Bichsel

Peter Bichsel zeigt sich in seinen politischen Essays nicht als pathetischer Moralist, sondern als ein subtiler Mythenzerstörer.

trifft das nicht zu. Im Gegenteil. Dieser Autor ist der Inbegriff eines engagierten Autors, der schon immer die Strategien der Literatur konsequent einsetzte, um seine Botschaften weiterzugeben. Seine literarischen Texte sind wie leichte Papierflieger, die durch den Raum schweben und schwerelos eine politische Botschaft mit sich tragen. Bichsels Aufsätze «Die Totaldemokraten» können auch noch Jahre später als Beitrag zum Zustand der nationalen Identität und zur Vergangenheitsbewältigung gelesen werden. Und sie leisten einen hochironischen Denkanstoss zur Entlarvung so vieler Feindbilder. Selten konnte man zum Beispiel so Witziges über das belastete Verhältnis der Schweizer zu den Deutschen lesen wie hier. *«Kein Deutscher bleibt unbeobachtet»*, heisst es da, aber *«wenn er sich dann als Mensch entpuppt, sagen wir, er sei nicht deutsch.»* Selten aber findet man eine solch doppelbödige Erklärung für die unbegriffene Liebe der Deutschen zu den Schweizern, die in der Vorliebe der Deutschen zu allem Exotischen wurzle, wobei die Schweizer dann sozusagen die am nächsten liegenden Exoten seien, deren Sprache man noch ein bisschen verstehe.

In den politischen Aufsätzen zeigt sich dann eben doch wieder die Funktion des Schriftstellers, auf die wir nicht verzichten können. Nicht selten sind sie in ihrem Nachdenken über die nationale Identität den Politikern um eine Nasenlänge voraus. Fast immer kommen sie mit ihren seltsam verschrobenen Techniken, mit ihren absonderlichen Denkansätzen, mit ihrem schrulligen Zugriff auf die Welt zu unerwarteten Ergebnissen. Mutwillig werfen sie uns Prügel vor die Beine, streuen Sand ins Getriebe. Damit für eine Sekunde die Welt zum Stehen und wir zum Nachdenken kommen.

Soviel, und das ist nicht wenig, verdanken wir Peter Bichsel. ♦

Peter Bichsel, *Alles von mir gelernt. Kolumnen, Suhrkamp, Frankfurt/Main 2000.*

Martin Lüdke,
Literaturkritiker, war
bis 1984 Professor für
Neuere Deutsche Litera-
tur an der J. W. Goethe-
Universität in Frankfurt
am Main; verschiedene
Gastprofessuren in den
USA (u.a. San Diego,
Los Angeles, St. Louis);
1985 bis 1990 Redaktor
des Hessischen Rund-
funks (Fernsehen-
Kultur); seit 1990 Li-
teraturredaktor des
Südwest-, jetzt: Süd-
westrundfunks (bis
1994 Leiter des SWF-
Literaturmagazins «Be-
stenliste»); seit 1996
in Mainz, u.a. verant-
wortlich für die Reihe
«Literatur im Foyer»
(für SWR und 3sat).
Ständiger Mitarbeiter
von «Frankfurter Rund-
schau», DIE ZEIT, gele-
gentlich SPIEGEL und
FOCUS; bis 1998 Mithe-
rausgeber des Rowohlt
Literaturmagazins. Zu-
letzt erschienen: «Für
den Spiegel geschrie-
ben. Eine kleine Litera-
turgeschichte», Rowohlt,
Reinbek 1991; «Der Ort
der verlorenen Utopie.
Essays zum Werk von
Otto F. Walter», (Hrsg.)
Rowohlt, Reinbek 1993.

ROBIN HOOD, DER IMPERIALISMUS, DIE GLOBALISIERUNG UND COUNT BASIE

Ein Versuch, aus dem Historiker Eric Hobsbawm schlau zu werden

Kleinkarierte Mitstreiter

Als es mir passend schien, noch länger an einer politischen Zeitschrift mitzuarbeiten, die sehr subalterne Beiträge hatte, antwortete mir ein davon unberührter Freund: «Wenn hundert Katzen vor dem Berliner Schloss stehen und miauen, so achte ich nicht darauf, dass es Katzen sind, sondern dass sie protestieren, stelle mich neben sie und miaue mit.» Das war zweifellos gut gegeben, das verwendete Bild stimmte. Nur: es gibt besonders heutzutage eine Unmenge Leute, die kein Recht darauf haben, recht zu haben. Die den kalten, gar vorher den heißen Krieg mitmachten und nun sozusagen dasselbe sagen wie rote Getreue, die mit viel gar uneins sind, was aus herrschenden Genossen geworden ist. Nur diese Art Unzufriedene, als eine bewährte, zum Unterschied von den blassen Katzen des Kalten Kriegs, kann heute ihren Mann stehen, buchstäblich ihren Mann mit Rat und Tat, nicht ihren opportunistischen Tagdief.

(Ernst Bloch: *Spuren*)

Ich darf gleich mit der Tür ins Haus fallen.

Historiker sind umständliche Menschen. Sie fahren, wenn sie von Ludwigshafen, um Ernst Blochs Geburtsstadt für einen Moment als Nabel der Welt zu nehmen, wenn sie von Ludwigshafen nach Rom wollen, über Oslo, wenn nicht gar Odessa. Sie leben in der Gegenwart und blicken in die Vergangenheit und schielen aber dabei auf die Zukunft, «sei es auch», wie Eric Hobsbawm einmal einschränkend bemerkte, zuweilen «nur nachträglich».

Sie tragen schwer an der Last der Geschichte und, besonders heutzutage, nachdem die zerbröckelte Geschichtsphilosophie ihre Altlasten auch noch bei ihnen abgeladen hat, haben sie erhebliche Mühe, den vielen Ansprüchen, die an sie gestellt werden, legitime, überzogene, absurde, gerecht zu werden. Von ihnen wird, nur allzu oft, nicht Beschreibung und Analyse, nicht Erklärung, sondern Sinngebung erwartet.

Manche Historiker versuchten, diesem Dilemma von vornherein aus dem Weg zu gehen. Einigen ist es, scheint mir, gelungen. Andere haben sich nur umso tiefer darin verstrickt.

Wie ein Wimpel, hinter dem organisierte Reisegruppen durch die Attraktion des Massentourismus geschleust werden, ragte einst die vormals sehr berühmte, die elfte der sogenannten «Feuerbach-Thesen», aus dem breiten Gebrummel narrativer Geschichtsschreibung heraus. Die Geschichtswissenschaftler, die weder Ar-

chivare bleiben noch Missionare werden wollten, haben Marxens These, um die es sich hier handelt – den ursprünglichen Adressaten souverän ignorierend – für ihre Zwecke kühn umgedeutet: «Die Historiker (Hobsbawm sieht sogar auf den gesamten Bereich der Sozialwissenschaften betroffen) haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.» Sie begreifen also die Historizität unserer Welt als Möglichkeit ihrer Veränderung. Sie nennen, – bzw. hier muss nun die Erzählzeit wechseln – sie nannten ihre Methode «Historischen Materialismus» und sich selbst «marxistische Historiker».

Es ist, das konnte auf Dauer nicht verborgen bleiben, eine aussterbende Spezies. Einer ihrer prominentesten Vertreter wurde jetzt mit dem Ernst-Bloch-Preis der Stadt Ludwigshafen geehrt. Allerdings, um es unmissverständlich zu sagen: Nicht, weil er dieser Spezies angehört, nicht weil er ein marxistischer Historiker ist, nicht weil er sich noch immer materialistischer Methoden bedient, nein, weil Eric Hobsbawm, weltweit unbestritten, zu den bedeutendsten Geschichtswissenschaftlern des 20. Jahrhunderts zählt. Gerühmt für die schier unglaubliche Weite seines universalgeschichtlichen Horizonts, für seine einzigartige Kenntnis der europäischen Sozialbewegungen von ihren spätmittelalterlichen Anfängen bis in die Gegenwart, für die Schärfe des analytischen Instrumentariums, das er zum Studium seines jeweiligen Materials entwickelte, gerühmt für den stets reflektier-

Dieser Beitrag ist die leicht veränderte Fassung der Laudatio, die Martin Lüdke anlässlich der Verleihung des Ernst-Bloch-Preises an Eric Hobsbawm in Ludwigshafen gehalten hat.

ten Umgang mit dem gesamten Repertoire methodischer Ansätze, die einem heutigen Historiker zur Verfügung stehen. Und zudem gesegnet mit der Gabe, auch noch verwickelste historische Phänomene ebenso präzise wie anschaulich zur Sprache zu bringen.

Hobsbawm hat die bürgerlich-kapitalistische Welt von ihren industriellen Anfängen im 18. Jahrhundert an bis zu ihrer bislang letzten Entwicklungsstufe, der Globalisierung, in einer ganzen Reihe von grossen Arbeiten beschrieben, die grösstenteils zu Standardwerken der historischen Forschung geworden sind. Mit seiner breit angelegten, dreibändigen Darstellung des «langen» 19. Jahrhunderts hat er ein Standardwerk vorgelegt. «Bürgerliche Revolutionen 1789 bis 1848», dann «Blütezeit des Kapitals 1848–1875» und schliesslich «Das imperiale Zeitalter 1875–1914» beschreiben die Entstehung und Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Moderne. Es ist, wie eine später populär gewordene Formulierung von ihm besagt, «das lange Jahrhundert» eines epochalen Umbruchs, der mit seinen Problemen und Widersprüchen ebenso auf die Weltkriege zusteuerte, wie auf die mit vielen Hoffnungen und Erwartungen verbundenen Revolutionen und schliesslich

Hobsbawm
verfügt über
schier
unglaubliches
empirisches
Material.

zu den grossen Katastrophen des «kurzen» 20. Jahrhunderts.

Hobsbawm, der sich selten zunftgemäß verhielt, hat übrigens, je älter er selber wurde, desto öfter übrigens den Umweg über die Geschichte gemieden und sich auf die Gegenwart eingelassen, und sogar auf die Zukunft geblickt, ins, so der deutsche Titel des Buches, «Gesicht des 21. Jahrhunderts» etwa. Gleichwohl kann und konnte er nicht verhindern, dass bei jedem seiner Schritte und Tritte die stupende Gelehrsamkeit offenkundig wird, die immer wieder ebenso überraschende wie verblüffende Einsichten hervorbringt. Dass es in dem dünn besiedelten Kanada mehr Telefone gibt als auf dem gesamten afrikanischen Kontinent, ist überraschend genug, aber dass bei der Befriedung Bosniens 64 000 ausländische Soldaten dort stationiert wurden, verblüfft dann doch, wenn man hört, dass die Engländer den ganzen indischen Subkontinent mit weitaus weniger Militär beherrschten. Oder, ein ganz anderes Beispiel, das «richtige Tempo», mit dem Hobsbawm in seinem neuesten Buch «Uncommon People. Resistance, Rebellion and Jazz» (das in diesen Tagen im Hanser Verlag unter dem Titel «Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz» erschienen ist) Zu-



Eric Hobsbawm

Hobsbawm hat, das zeigt seine Besprechung von Blochs «Prinzip Hoffnung» aus dem Jahr 1961 sehr deutlich, mit dem nüchternen Blick des Briten, alle romantischen, naturphilosophischen, heilsgeschichtlichen Motive abgelehnt.

sammenhalt und Erfolg von *Count Basie* Band erklärt.

Hobsbawm verfügt über schier unglaubliches empirisches Material.

Er begreift sich nach wie vor als marxistischer Historiker. In dem Sinn auch als Schüler von Marx, dass er immer aus der Empirie seine Erklärungen und Theorien entwickelt, nie umgekehrt. Er sieht im Marxismus «bei weitem den besten Zugang zur Geschichte, weil er klarer als andere Ansätze erkennt, was menschliche Wesen als Subjekte und Urheber ihrer Geschichte beeinflussen können und worauf sie als Objekte der Geschichte keinen Einfluss haben». Wobei Marx, beispielhaft, auf die vorweggenommene Weise der Wissenssoziologie auch noch die gesellschaftliche Bedingtheit historischer Vorstellung überhaupt reflektiert habe.

Vorbehalte gegenüber Marx

An dieser Stelle möchte ich nun eine, vielleicht etwas tollkühne, Verkürzung wagen: Im 11. Kapitel seines Buches «Wieviel Zukunft braucht die Geschichte», «Marx und die Geschichte» meldet der Autor plötzlich Vorbehalte gegen Marx an. Ich erlaube mir, etwas heftiger als unmittelbar einsichtig werden kann, auf diesem Punkt herumzuhacken. Meine Vermutungen in dieser Hinsicht wurden, eher zufällig, nämlich durch eine beiläufige Bemerkung in Michael Ignatieffs Biographie des bekannten liberalen Ideen-Historikers *Isaiah Berlin* bestärkt. Der Kalte Krieg hatte ja im Inneren vieler westlicher Staaten auch zu einer Art von semantischem Bürgerkrieg geführt. Isaiah Berlin versuchte jedenfalls während der so genannten *Isaac-Deutscher-Affäre*, die 1963 die englischen Akademiker beschäftigte, mit seiner Stellungnahme an den Vizekanzler der Universität Sussex die Berufung Deutschers, der damals gerade seine grosse *Trotzki*-Biographie abgeschlossen hatte, zu verhindern. Erfolgreich übrigens. Berlin hatte schweres Geschütz aufgefahren und geschrieben, Deutscher sei der «einzige Mann, dessen gleichzeitige Anwesenheit in derselben akademischen Gemeinschaft mit mir selbst ich nicht zu ertragen vermöchte». Aber, im direkten Anschluss hinzugefügt, dass er hingegen die Kandidatur Eric Hobsbawms unterstützt hätte, weil er, Hobsbawm, wie-

wohl bekannt als Kommunist, «die wissenschaftliche Forschung nicht der Ideologie» unterordne.

Hobsbawm nennt nun selber als wichtigsten Grund seines freieren Umgangs mit Marx die Tatsache, dass dieser den «geschichtlichen Prozess bewusst nach rückwärts» untersuche, wobei er den «entwickelten Kapitalismus zum Ausgangspunkt» wähle. Hobsbawm verweist auch auf die berühmte Formulierung aus der «Allgemeinen Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie»: «Die Anatomie des ‹Menschen› war gleichsam der Schlüssel zur Anatomie des ‹Affen›.» Das sei, sagt er weiter, «natürlich kein antihistorisches Verfahren. Es unterstellt, dass die Vergangenheit nicht ausschliesslich oder primär aus ihren eigenen Kategorien verstanden werden kann: nicht nur, weil sie Teil eines historischen Prozesses ist, sondern auch, weil allein dieser Prozess uns die Möglichkeit verschafft hat, bestimmte Aspekte dieses Prozesses und der Vergangenheit zu untersuchen und zu verstehen.» Hobsbawm erwähnt auch das von Marx angeführte Beispiel der Kategorie der Arbeit, die erst mit der kapitalistischen Produktionsweise ihre volle Entfaltung, nämlich als «Arbeit überhaupt», erreicht habe.

Er unterstellt Marx aber, eher pauschal, eine «mögliche Lücke in der Analyse», und hält sich, wie ich es verkürzt zusammenfassen möchte, in seiner Arbeit mehr an die marxschen Absichten als an die marxschen Ansichten. Gleichgültig, ob es Hobsbawms Intention oder nur seiner Intuition zu danken ist, der Ort der Abwendung scheint bemerkenswert. Nicht, weil Marx in dieser Einleitung zum «Rohentwurf» noch viel schroffer, als es Hobsbawm zitiert, «das herkömmliche Geschichtsverständnis unterläuft: «Die Grundrente», sagt Marx wörtlich, «kann nicht verstanden werden ohne das Kapital. Das Kapital aber wohl ohne die Grundrente.» Grob übersetzt: Geschichte lässt sich erst von heute aus verstehen. Das Heute allerdings auch ohne die Geschichte. Viel wichtiger als diese schon weitreichende Behauptung aber bleibt die Tatsache, dass Marx in eben jener «Allgemeinen Einleitung» die methodologischen Grundlagen seiner Theorie der politischen Ökonomie, das heisst der Anatomie der bürgerlichen-kapitalistischen Gesellschaft, überhaupt

skizziert hatte. In diesen Bemerkungen, so zu den verschiedenen Sphären der gesellschaftlichen Reproduktion, zu Abstraktion und Konkretion, zu Genesis und Geltung, ist die Keimzelle nicht nur der Warenanalyse, sondern all jener späteren Konzepte zu finden, welche die Welt und ihre Entwicklung aus einem Prinzip heraus erklären wollen. Die dogmatisch verhärteten Schwundformen marxistischer Theorie bis hin zu dem sich bereits in seinem eigenen Begriff entlarvenden «Diamat» möchte ich ohnehin ausser Acht lassen. Ich meine die theoretisch bedeutsamen Konzepte. Lukácz' «Geschichte und Klassenbewusstsein», und wiederum darauf basierend, die «Negative Dialektik» Adornos oder, nur theoriegeschichtlich noch interessant, weil kaum mehr wirksam geworden, Alfred Sohn-Rethel. Es scheint mir also, um endlich zur Pointe zu kommen, signifikant genug, dass ein Marxist wie Eric Hobsbawm und (wenn auch sicher anders begründet, wie ich nebenbei als Vermutung einstreuen möchte, Ernst Bloch) sich in ihrer theoretischen Begründung gerade *nicht* auf diese marxschen Überlegungen stützen. Die These von der Anatomie des Menschen als Grundlage der Anatomie des Affen impliziert darüber hinaus nicht nur ein evolutionäres Geschichtsverständnis, sondern bietet auch einen guten Startplatz für heilsgeschichtliche Höhenflüge.

Wenn ich mich weiter bildlich ausdrücken darf: Hier dürfte erkennbar werden, wie Hobsbawm, Marxist gleichwohl, die geistige Ansteckung vermeiden konnte, die mit dieser Traditionslinie fast zwangsläufig verbunden ist. Wer den Schlüssel zur Welterklärung in der Hand zu haben meint, das «falsche Bewusstsein» seiner Gegner zu durchschauen meint, immunisiert sich auf Dauer gegen jedweden Einwand und muss auch nicht mehr so genau auf die Empirie achten, weil ja die Richtung stimmt. Anders gesagt: Hobsbawms an jener Stelle vielleicht etwas überraschende Abwendung von Marx, gleich ob einer Intention oder einer Intuition zu danken, hat ihm die souveräne Verfügung über die verschiedensten methodischen Ansätze ermöglicht, hat ihm ermöglicht, sich, wissenschaftlich gesehen, erst in zweiter Linie als Marxist, in erster Linie hingegen stets als Wissenschaftler zu begreifen.

Unmissverständlich schreibt er entsprechend: «*für jeden, der sich an der wissenschaftlichen Debatte beteiligt, muss der Wahrheitsgehalt von Behauptungen anhand von Methoden und Kriterien überprüfbar sein, die im Prinzip keiner Parteilichkeit unterliegen*».

Was ihn, Eric Hobsbawm, natürlich nie daran gehindert hat, wo und wann immer es möglich und nötig war, Partei zu ergreifen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine – vielleicht nur systemtheoretisch zu begreifende – Pointe dieses Umstands nicht verschweigen. Denn: Hobsbawm selbst ist das Resultat einer «*äusserst unwahrscheinlichen (...) Begegnung*», nämlich zwischen einem intelligenten, liebenswürdigen, musikalischen und auch sportlichen jungen Engländer, der sogar als «*medaillenverdächtiger Leichtgewichtsboxer*» galt, und einer frischgebackenen österreichischen Abiturientin, wovon es damals, 1913, nicht viele gab, vor allem nicht in – man beachte – Alexandria, Ägypten. Vermutlich habe, schreibt Hobsbawm, im «Vorspiel» seiner grossen Studie «Das imperiale Zeitalter. 1875–1914», diese erste Begegnung seiner (späteren) Eltern ausgerechnet in einem «Sportclub» stattgefunden. Das Ergebnis dieser Begegnung wurde am 9. Juni 1917 materiell manifest, an diesem Tag wurde Eric Hobsbawm in Alexandria geboren. Später sind seine Eltern nach Europa zurückgekehrt. Er ist erst in Wien, dann – 1931 bis 1933 – in Berlin und ab 1933 schliesslich in London zur Schule gegangen.

1932, noch als Schüler in Berlin, trat Hobsbawm dem «Sozialistischen Schülerbund» bei, einer Art Jugendorganisation der KPD. Zwanzig Jahre lang, von 1936 bis 1956, war er aktiver Kommunist. Danach hat er sich, ohne jedoch aus der Partei auszutreten, von ihr mehr und mehr distanziert. Seine intellektuelle Freiheit sah er nie eingeschränkt, wenngleich er einräumt, bestimmte Themen, etwa den Gulag, vielleicht deshalb gemieden zu haben. Er sei zwar immer das Risiko eingegangen, ausgeschlossen zu werden. «*Aber ich wollte damals nicht selbst austreten, weil ich mich nicht in der Gesellschaft all der Ex-kommunisten wiederfinden wollte, die Antikommunisten geworden waren.*» Ihn habe, sagt Hobsbawm in dem Buch «Das Gesicht

Hobsbawm
hat nie
an dem
Postulat
gezweifelt,
dass kein
gegenwärtiges
Opfer für
eine bessere
Zukunft zu
rechtfertigen
sei.

Eine Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts zu schreiben, die auch noch die Entwicklung der Naturwissenschaften und Technologie und sogar die Künste einbezieht, das ist ein tollkühnes Unterfangen.

des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito», der Charakter *Andrew Carnegies* fasziniert, von dem die Einsicht stammt: «*Ein Multimillionär, der als Multimillionär stirbt, hat sein Leben verschwendet.*» Das Problem sei eben nicht «*der Wunsch nach einer besseren Welt, sondern der Glaube an die Utopie einer vollkommenen Welt.*» In einem Gespräch mit Peter Glotz bestätigte er ergänzend, noch immer «*an die Befreiung der Menschheit*» zu glauben. Gleichzeitig hat Hobsbawm aber nie an dem liberalen Postulat gezweifelt, dass kein gegenwärtiges Opfer für eine bessere Zukunft zu rechtfertigen sei.

Über Banditen und Sozialrebeln

Patrick Bahnens hat in diesem Zusammenhang Hobsbawms *opus magnum* «Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts» sogar als Autobiographie lesen wollen, und zwar als die einzige Art von Autobiographie, die ein marxistischer Historiker schreiben dürfe: «*Das individuelle Leben wird in den kollektiven Zusammenhang eingerückt. Der Gang der Weltgeschichte verdeutlicht, weshalb der Historiker sie so gedeutet hat, wie er sie gedeutet hat.*» Bahnens hört eine tiefe Melancholie aus diesem Buch heraus, weil er hinter dem chronologischen Sachverhalt die Rücknahme der eschatologischen Verheissung der marxistischen Geschichtsphilosophie vermutet. Melancholie, das dürfte richtig sein. Nur hat sie kaum etwas mit der eschatologischen Verheissung zu tun. Hobsbawm hat, das zeigt seine Besprechung von Blochs «Prinzip Hoffnung» aus dem Jahr 1961 sehr deutlich, mit dem nüchternen Blick des Briten, alle romantischen, naturphilosophischen, heils geschichtlichen Motive abgelehnt. «*Blochs philosophische Herkunft*» sei, sagte er ganz trocken, «*unmarxistisch oder vielmehr nur zu einem Drittel marxistisch.*» Schon Hobsbawms frühe Arbeiten über die Banditen und Sozialrebeln zeichnen sich eher durch klare Unterscheidung denn durch schwärmerische Verklärung aus. Die lange Reihe reicht von *Robin Hood* bis hin zu dem katalanischen Banditen «*El Quico*», der nach dem spanischen Bürgerkrieg seinen Privatkrieg gegen das *Franco*-Regime führte, bis er 1960 von der spanischen Polizei erschossen wurde. Hobsbawm un-

terscheidet ganz penibel zwischen proletarischem Kampf und plebejischem Aufstand, das heisst zwischen revolutionären und rebellischen Bewegungen. Er gestattet sich zwar die romantische Regung: «*Robin Hood ist denn auch unser Held und wird es sein und bleiben*» – beharrt aber nichtsdestoweniger streng auf der erforderlichen Differenzierung. Die «eschatologische Verheissung» ist ihm, durchaus im Unterschied zu Bloch, allenfalls in Form einer als solche auch bezeichneten «*Hoffnung*» gestattet. Ebenso ist ihm der fröh sozialistische Überschwang, der in der deutschen Arbeiterbewegung noch lange Zeit spürbar war, eher suspekt geblieben.

Gleichwohl trägt «Das Zeitalter der Extreme» durchaus die Züge einer auch persönlichen Bilanz. Wobei, diese Ironie der Geschichte lässt sich schwerlich übersehen, Hobsbawms Geburtsjahr mit dem Beginn des, wie er es selbst definierte, «*kurzen* zwanzigsten Jahrhunderts, dem Jahr der russischen Revolution zusammenfällt. Hier schreibt ein Zeitgenosse als Fachhistoriker und der Fachhistoriker als Zeitgenosse.

Das Buch entstand nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Diese «Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts» sucht damit durchaus die Antwort auf die Blochsche Frage – nach der Hoffnung. Was ist nach den grossen Katastrophen, nach dem Ende der grossen Imperien, nach dem Ende des Sozialismus und, wie Hobsbawm ebenfalls konstatiert, nach dem Tod der künstlerischen Avantgardebewegungen davon noch geblieben? In der einleitenden «*Vogelschau*» zitiert Hobsbawm Isaiah Berlin: «*Ich habe fast das ganze zwanzigste Jahrhundert erlebt, ohne persönliche Not zu erleiden (...). In meiner Erinnerung ist es nur das schrecklichste Jahrhundert in der Geschichte des Westens.*» Und es habe, wie Yehudi Menuhin noch hinzusetzt: «*alle Illusionen und Ideale zerstört.*»

Aber..., nein, an dieser Stelle folgt bei Hobsbawm kein «aber». Er beschreibt vielmehr, sehr nüchtern und ohne aufzurechnen, die verschiedenen Phasen des eben vergangenen Jahrhunderts – der «*Extreme*». Das Zeitalter der Katastrophen, das Goldene Zeitalter, das zumindest den Menschen im Westen den bislang grössten allgemeinen Wohlstand beschert hat, und, «*Erdrutsch*» genannt, die kritische Entwicklung der letzten fünfundzwanzig

Jahre, mit dem Ende des Sozialismus. Das Fazit: «Der Zusammenbruch des einen Teils der Welt enthüllte die Malaise des anderen.»

Es ist also nicht, zumindest nicht nur, die Trauer eines Marxisten, der Abschied von seinen Hoffnungen nehmen muss. Es ist vor allem die klare Einsicht, dass mit dem Zusammenbruch des «real existierenden Sozialismus» noch keines der dringenden Probleme der westlich-kapitalistischen Gesellschaft gelöst wurde.

Abwendung von der bornierten Geschichtswissenschaft zur Universalgeschichte

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf Hobsbawms reservierte Haltung angesichts der marxschen Überlegungen in der Einleitung zum Rohentwurf. Und, damit auch, auf mein Motiv, derart darauf herumzuhacken. Mir erscheint diese Abwendung nämlich nicht nur als eine Art Übergang bedeutsam, von einem, sagen wir, wissenschaftstheoretisch abgedichteten Marxismus zu einem universellen Humanismus. Sondern zugleich, und da sehe ich – von aussen, eine fremde Zunft betrachtend – das eigentliche Spezifikum: von der traditionell bornierten Geschichtswissenschaft zur Universalgeschichte. Eine Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts zu schreiben, die auch noch die Entwicklung der Naturwissenschaften und Technologie und sogar die Künste einbezieht, das ist, für jeden Laien unmittelbar einsichtig, ein tollkühnes Unterfangen. Hobsbawm hat auf diesem Gebiet, so weit ich das übersehe, keine Konkurrenz zu fürchten. Ge- wiss, da ist mal an seiner Periodisierung herumgemäkelt, da sind diese und jene Einwände erhoben worden, im Ganzen aber ist dieses Unternehmen auf stets respektvolle und teilweise begeisterte Zustimmung gestossen.

«Das Zeitalter der Extreme» darf als die Antwort der Geschichtsschreibung auf die veränderten Bedingungen des globalisierten Kapitalismus am Ende des 20., am Be-

ginn des 21. Jahrhunderts verstanden werden.

Der letzte deutsche Historikertag, Ende September in Aachen, stand unter dem Motto: «Eine Welt – eine Geschichte?». Die deutschen Historiker haben diese Fragestellung in sage und schreibe achtundfünfzig Sektionen verhandelt. Als Heilmittel gegen solche Kleinkrämerei genügt womöglich schon dieses eine Buch – «Das Zeitalter der Extreme».

Hobsbawm sieht nun allerdings unsere Entwicklung alles andere als optimistisch. Am Ende resümiert er nüchtern:

«Wir wissen nicht, wohin wir gehen. Wir wissen nur, dass uns die Geschichte an diesen Punkt gebracht hat, und wir wissen auch, weshalb». In der kommunistisch-kapitalistischen Allianz gegen den Faschismus sieht er das «entscheidende Moment» in der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, durch das die weitere Entwicklung wesentlich bestimmt wurde.

«Doch», so fährt er in seinem Fazit fort: «eines steht völlig ausser Frage. Wenn die Menschheit eine erkennbare Zukunft haben soll, dann kann sie nicht darin bestehen, dass wir die Vergangenheit oder Gegenwart lediglich forschreiben. Wenn wir versuchen, das dritte Jahrtausend auf dieser Grundlage aufzubauen, werden wir scheitern. Und der Preis für dieses Scheitern, die Alternative zu einer umgewandelten Gesellschaft, ist Finsternis.»

Hobsbawm zitiert irgendwo einmal einen chinesischen Fluch: «Du sollst in interessanten Zeiten leben.»

Er selbst hat in einer «interessanten» Zeit gelebt, aber alles, alles, was in seinen Kräften stand, dafür getan, dass wir, seine Kinder und Enkel, es einmal langweiliger haben sollen. Sollte es uns, was ja zu hoffen ist, tatsächlich einmal langweilig werden: Auch für diesen Fall hat er vorgesorgt – durch seine Bücher.

Ernst Bloch meinte einmal forsch, alles zwischen Hegel und Karl May sei nur eine unreine Mischung. Eric Hobsbawm hätte er, da bin ich mir sicher, als Ausnahme durchgehen lassen. ♦

Eric Hobsbawm auf Deutsch (zurzeit im Buchhandel erhältlich):
 Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Hanser, München 1995.
 Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Hanser, München 2000.
 Das imperiale Zeitalter 1875–1914. Fischer Taschenbuch, Frankfurt/Main 1995.
 Wieviel Geschichte braucht die Zukunft. Hanser, München 1998.
 Weitere zitierte Werke:
 Michael Ignatieff, Isaiah Berlin. Ein Leben. Bertelsmann, München 2000.
 Theodor W. Adorno, Negative Dialektik. Suhrkamp stw 133, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1997.